

# FMD IMPULSE

Impulse des Freundeskreises Missionarische Dienste

## INDIEN hautnah

Teil 2

Ein Lächeln sagt alles | Natur pur | Amsi und Ramesh | wen stört's ? | Kinder der Hoffnung | Wenn die Götter grollen getauft | fremdes Getier | Stadt muss sein



# INDIEN hautnah

## Impressionen aus Indien Teil 2



**Von Hermann Brünjes**

Diakon Haus kirchlicher Dienste  
Missionarische Dienste, Hanstedt I



■ Auch diese Online-Sonderausgabe der FMD-impulse kann ich mit den in einer Zeitung veröffentlichten Worten der ersten Artikel einleiten. Dort hieß es: „Über eine „normale“ Reise berichtet Hermann Brünjes nicht. Indien ohne Tempeltourismus, Ajuveda und Yogakurse. Indien auch ohne Strandidylle unter Kokospalmen und ohne jene entsetzten Berichte von Kulturschocks, die in diesem faszinierenden Land kein Pauschalreisender vermeiden kann. Auch von verstümmelten Bettlern, den Palästen aus tausend und einer Nacht, Elefanten und Tigern in Nationalparks, Bollywood und einer boomenden Wirtschaft mit Wachstumsraten von acht Prozent erzählt der Diakon aus Hanstedt kaum, obwohl er auch das kennt. Sein Indien ist anders. Seit 25 Jahren begleitet er zusammen mit anderen im Freundeskreis Missionarische Dienste (FMD) und dem Evangelisch-lutherischen Missionswerk (ELM) eine Partnerkirche im südindischen Bundesstaat Andhra Pradesh. Indien hautnah, könnte man sagen. Indien zum Anfassen.“

Sollten Sie mehr über Indien und die Partnerkirche wissen wollen, durchforsten Sie bitte die Homepage. Sie finden ausführliche Infos über die Kirche und ihrer Geschichte, Aktuelle Entwicklungen, das Polavaram Staudammprojekt, die Bildungsprogramm und viele Hintergründe. Auf der letzten Seite erhalten Sie weitere Hinweise auf Angebote des FMD.

Die hier abgedruckten Artikel sollen zwar auch informieren, Ihnen jedoch vor allem viel Freude bereiten, Sie an selbst Erlebtes erinnern und erstmals oder wieder neu Lust auf Indien machen.

Viel Spaß beim Lesen, Ihr

- 2 Vorwort
- 3 Ein Lächeln sagt alles
- 4 Natur pur
- 5 Amsi und Ramesh
- 6 Wen stört's?
- 7 Kinder der Hoffnung
- 8 Wenn die Götter grollen
- 9 getauft
- 10 fremdes Getier
- 11 Stadt muss sein

Wie angekündigt folgt gleich auf die erste auch eine zweite Ausgabe von „Indien hautnah“. Die Artikel sind vor allem während einer sommerlichen Reise nach Indien entstanden und verarbeiten neue und aktuelle Eindrücke. Viele der Texte sind „life“ entstanden und sozusagen direkt vom Auge in den PC gewandert. Sie können diese Seiten als PDF-Datei von der FMD-Homepage herunterladen. Und wer weiß, vielleicht interessiert sich ja auch einmal ein Verlag dafür ...

# Zeimendine

irgendwo im im Stammesdorf,  
ein Lächeln sagt alles



Die Hütten oben an der Straße sind jüngeren Datums, auch wenn man es ihnen nicht ansieht. Direkt nach den verheerenden Überschwemmungen im Jahr 1986 wurde Arukuru Colony gegründet. Das eigentliche Dorf liegt weiter unten im Tal der Sabari. Ein rötlicher Sandweg führt zwischen schlanken Palmern und teilweise knorrigen Teakbäumen gen Fluss. Kleine Felder liegen inmitten von Brachland. Drahtige junge Männer führen ihr Ochsengepann hunderte Male über den festen Boden und reißen ihn mit dem Holzpflug immer ein wenig mehr auf. In reicheren Gegenden, auf dem Land der Großgrundbesitzer, habe ich schon bis zu zehn solcher Gespanne im Konvoi gesehen, hier sind es maximal zwei. Die privaten Felder der Koyas sind klein. Es gibt nur jenes Wasser vom Himmel, keine Pumpen, keine guten Brunnen. Weiter unten am Fluss, wo die großen Felder liegen und Tabak und Chili angebaut wird, können sich die Reichen eine Bewässerung aus der Sabari leisten. Aber die Leute im Dorf sind arm. Frauen in ausgewaschenen Saris, oder noch in ihren nachthemdartigen Kleidern, holen in großen Blechkrügen Wasser vom Brunnen. Sie pumpen es energisch aus der Tiefe und füllen ihre Krüge. Die meisten der Frauen sind jung, einige Mädchen sind dabei. Was idyllisch aussieht, bunt und anmutig, ist harte Arbeit. Barfuss tragen die Frauen ihre schweren Krüge zu ihrer Hütte, manchmal über Stock und Stein. Zwei der Frauen machen die Wäsche. Sie schlagen die Stoffe auf dem glatten Beton der Brunnenanlage aus. Die Hofstellen zu beiden Seiten der Dorfstraße sind gut gepflegt. Jeden Morgen ist das die erste Aufgabe vor allem der jungen Mädchen. Gebückt und in regelmäßigen Bewegungen wird der Hof gefegt, mit Binsen als Besen. Abfall und Müll werden irgendwo hinter den Bambusflechten der

Zäune gesammelt, manchmal auch einfach über den Zaun geworfen. Ziegen hocken auf einer Plattform aus Bambus, unter einem Palmdach. Hier werden sonst Reisstroh und Baumaterial deponiert. In der Ecke liegt ein großer Stapel Feuerholz, der Vorrat trockenen Holzes für die Regenzeit. Eine sehr alte Frau, dünn und mit einer Haut wie Leder, hockt vor ihrer Hütte und sortiert Chillis. Ein alter Mann stützt sich auf seinen Stock und sieht staunend aber ausdruckslos den weißen Besuchern nach. „Zeimendine“, wo immer ich in der Stamessprache nach dem Ergehen frage und dabei lächle, reagieren die Leute mit einem fröhlichen „Zeimendina“. Ein Lächeln sagt mehr als tausend Worte. Sonst bleiben die Leute eher verschlossen, ernst und eher scheu als neugierig. Nur die Kinder zeigen ihre Neugier ganz offen. Sie starren uns an, laufen uns nach, bleiben dann jedoch in ehrfurchtsvoller Distanz stehen. Ein kleiner, nur mit der traditionellen Schnur um den Bauch bekleidete Junge, beginnt zu weinen, als er uns sieht. Hellbraune Hunde streunen durchs Dorf. Jetzt, am Tag, liegen viele von ihnen träge auf der Straße oder im Abfall. Nachts werden sie wieder aktiv und tragen manchmal lautstarke Revierkämpfe untereinander aus.

In einer Hütte ist ein kleiner Laden eingerichtet. Einige Eier, etwas Reis, getrockneter Fisch, Gewürze, knorrige Wurzeln, ein Glas mit Bonbons – viel mehr ist hier nicht im Angebot. Aber es ist immerhin ein kleines Einkommen. Mittendrin im Dorf die Schule. Mehrere feste Gebäude mit drei Klassenräumen. Die Wände sind überall bemalt und dienen gleichzeitig dem Unterricht: Eine Karte mit den Bundesstaaten Indiens, die Distrikte von Andhra Pradesh, das kleine und das große 1x1, Portraits wichtiger Männer Indiens wie Gandhi und Neru. Noch sind die Kinder nicht da.

Erst 9:30 Uhr beginnt die Schule und dann werden auch die 20 Kinder aus dem Kinderheim der GSELC hier sein. Inzwischen haben die meisten der Dörfer dieser Region solche Schulen. Jedes Kind hat ein Recht auf Ausbildung und die Adivasis können auch nach der zehnten Klasse auf Kosten des Staates weiter zur Schule gehen. Dennoch schicken viele Eltern ihre Kinder zur Arbeit statt in die Schule und nur durch Kinderheime kann ein wirklich regelmäßiger Schulbesuch gewährleistet sein.

Ein junger Mann kommt auf seinem Bullenwagen angeholpert. Geschickt lenkt er das Gefährt und seine weißen Zeburinder an einigen Löchern vorbei. Die riesigen Räder sind mit Eisen beschlagen, alles andere ist aus Holz. Auf vielen der Hütten sind Fernsehantennen zu sehen, einmal auch eine Satellitenschüssel. Die Welten und Zeiten prallen aufeinander. Inzwischen ist es wieder sehr schwül geworden. Zwar weht ein frischer Wind vom Fluss herüber, er scheint jedoch die feuchte Luft nicht zu vertreiben, sondern zu verteilen. Mein frisches Hemd klebt auf der Haut. Für mich sind die Szenen dieses Dorfes wie ein Film, wenn auch hautnah. Für die Menschen hier sind sie immer wiederkehrender Alltag.





# Natur pur

## Impressionen vom Rand des Paradieses

Wir befinden uns auf 1.300 m Höhe im Jelligiri-Hochland zwischen den Metropolen Chennai und Bangalore. Im Tal ist es fast 40°C heiß, hier oben nur um die 26°C. Ein guter Ort, um sich zu erholen. Ein Paradies. Es weht ein angenehm kühler Wind. Es ist bewölkt. In diesem Klima fühlen sich Mensch, Tier und Pflanzen wohl. Viele der Grundstücke präsentieren sich deshalb als kleine Paradiese. Und das mit uns verbundene Shalom-Zentrum ist eines der Schönsten.

Das komfortable Haupthaus liegt inmitten eines wunderbaren Gartens. Viele der Gäste durften einen Baum pflanzen und nun ist daraus ein wunderschöner Park geworden. In der Mitte des Hofes steht ein alter, riesiger Mangobaum. Die Krone ist über zwanzig Meter breit, der Stamm fast zwei Meter dick. Darunter sind steinerne Sitzringe gemauert. Leider trägt der Baum nicht viele Mangos. Ob Alter und Frucht aneinander gekoppelt sind? Kein Problem, es gibt auf dem Gelände mehrere jüngere Mangobäume mit sehr wohlschmeckenden Früchten. Einer steht direkt an der Treppe zu meinem Zimmer im 1. Stock und die Mangos wachsen mir sozusagen in den Mund. Der Teackbaum daneben blüht. Die Dolden mit den vielen kleinen weißen Blüten sind riesig und lassen die eigentlich mächtigen Blätter geradezu klein erscheinen. Vor der runden Kapelle mit dem roten Dach blüht ein Baum sogar dreifarbig: In kräftigem Lila, ganz hellem Lila und weiß. Überall auf dem Gelände flammen rote Blüten über pilzartigen Baumkronen: „Flame of the forest“ wird dieser leuchtende Baum vielsagend genannt. Verschiedene Palmarten recken sich gen Himmel als ob sie an einem Schönheitswettbewerb teilnehmen. Goaäpfel, Zitronen- und Apfelsinenbäume, Kirschen, Silbereichen, Bananenstauden, Gewürzbüsche, Zypressen, Bambus und andere, mir völlig unbekannte rosa, blau, gelb und

rot blühende Bäume und Sträucher ziehen die Blicke auf sich. Sogar ein israelischer Feigenbaum und Sandelholz sind dazwischen. An den Stämmen vieler Bäume rankt Pfeffer empor. Ich muss grinsen: Früher wollte mein Vater immer, dass ich dahin gehe, wo der Pfeffer wächst. Nun bin ich da und finde es gar nicht schlecht! Im Schatten mancher Bäume gedeihen Kaffeebüsche. Es gibt auch diverse Pflanzen, die bei uns im Zimmer gehalten werden. Ein Wolfsmilchgewächs, dessen Stamm hier viermal dicker ist als auf meinem heimischen Fensterbrett. Schlanke Sanseverien, Tagetis, Kresse und hinten bei den liebevoll gestalteten Meditationsnischen ein haushoher Gummibaum. Das Team in diesem christlichen Lebenszentrum hat einen Biogarten angelegt und Kompost angesetzt. Tomaten, Ladyfinger, Bringal, Bohnen, Mais, Kartoffeln ... und ich weiß nicht was noch alles, wird angebaut. Hinter dem Haus sitzen etwa zwanzig Tauben im Baum, es gibt leuchtende Kanarienvögel, schnattern Gänse, Hühner, die einem sichtbar stolzen Hahn hinterher laufen. Streifenhörnchen springen herum und laufen an Bäumen hoch. In einem hohlen Baum auf Augenhöhe nisten bunte Vögel .... paradiesisch, oder?

Sunila begleitet mich auf einem Spaziergang in Kinofilmlänge. Die Landschaft ist tatsächlich filmreif. Auf einem weidenden Rind sitzt ein Vogel und pickt ihm die Insekten aus dem Fell. Ein kleiner Junge kommt von der staatlichen Schule und geht jetzt zur Privatschule etwas weiter unten, wo eine Hausaufgabenbetreuung angeboten wird. Die Straße ist neu asphaltiert, nicht mehr ein Schlammbett wie vor wenigen Jahren. Neben der Schule sitzen, weinrot gekleidet, die Kinder im Schatten eines großen Baumes und werden unterrichtet. Jetzt schlängelt sich ein schmaler Pfad durch Büsche und zwischen Felsen hindurch. Wir

öffnen eine Pforte aus Stangen, die von roten Ameisen total bevölkert sind. Am Rande eines Tals und nur mittels Trampelpfade erreichbar, steht ein stattliches, bunt angemaltes Steinhaus. Die benachbarten Felder sind terrassenförmig angelegt. Wie überall wurden die meisten Äcker frisch gepflügt und die rote Erde wartet nun auf Saat und Regen. Ein Bauer pflügt, wie alle hier mit Ochsespann und Holzpflug. Ein prächtiger Baum mit riesigen fleischigen Blättern trägt Blüten wie aus tausend und einer Nacht, extrem stark duftend. Auf manchen der großen, runden Felsen liegen Feuerholz oder große Stapel von Stroh. Hell- und dunkelbraune Hunde streifen umher. Ein Mangobaum, übersät mit hunderten Früchten und ein anderer mit Jackfrucht fasziniert mich und reizt zum Fotografieren. Vor allem die Jackfrucht ist bei uns so gut wie unbekannt. Die riesigen, sackförmigen Früchte haben Ähnlichkeit mit den Bienenwaben, die ich an riesigen Eukalyptusbäumen hängen sehen. So rau die Schale auch aussieht, voller Pocken, so süß sind die vielen kleinen blütenähnlichen Früchte darunter. Unser Blick geht über romantische Täler, Felsformationen, Felder, Buschland und vielerlei Bäume und macht sich an den Bergkämmen am Horizont fest. Es donnert von ferne. Von einem früheren Besuch weiß ich, dass dort ein Steinbruch ist, in dem gesprengt wird. Auch hier reißt die Zivilisation Wunden in die Landschaft. Es weht eine frische Brise und die Luft ist angenehm. Wir klettern über Steine und suchen unseren Weg zwischen Feldern und Gestrüpp. Und dann kommen wir an jener Straße heraus, an der wir bei meinem letzten Besuch Amsi und Ramesh getroffen haben. Da wird schnell klar: Wir bewegen uns bestenfalls am Rande des Paradieses. Armut, Ausbeutung, Korruption und andere Geißeln haben nur jenseits von Eden Platz. Hier leider auch.

# Amsi und Ramesh

## ein Schicksal von Vielen



Amsi ist neunzehn Jahre alt und bildschön. Und sie ist Mutter. Obwohl damals erst sechzehn und ohne Schulbildung, hat sie sich gefreut, als sie schwanger wurde. Doch dann ist ihr Sohn Ramesh behindert zur Welt gekommen. Er schielt und hat ein gestörtes Gleichgewichtsgefühl. So kann er seine Bewegungen kaum koordinieren. Er ist geistig behindert und kann nur schlecht hören. Zu allem Übel wurde eine Operation am Herzen erforderlich.

Eine Spirale der Not nahm ihren Anfang. Da ihr Mann mit einer Anderen durchgebrannt war, als klar war, dass ihr Baby behindert sein würde, musste die junge Frau Schulden in Höhe von 30.000 Rs. machen, um die Operation zu finanzieren. Sie fiel in die Hände eines skrupellosen Geldverleihers. Der verlangte 500 Rs. Zinsen im Monat, das sind 20% Jahreszins! Obwohl gesetzlich verboten, ist solchen Gaunern kaum beizukommen. Dieser ist sogar ein hoher Beamter in der Region und nutzt seine Position schamlos aus. Ja, gesetzlich ist Wucher auch in Indien verboten. Doch Prozesse ziehen sich oft über Jahrzehnte hin und das kann sich kaum jemand leisten. Schon gar nicht Amsi.

Ihr Vater wollte ihr finanziell helfen und auch einen Beitrag für die Operation seines Enkels leisten. Er verkaufte sein Land für 15.000 Rs. an einen Geschäftsmann aus der Stadt. Es stellte sich heraus, dass er einem Spekulanten aufgefressen war und den Preis seines Landes völlig falsch eingeschätzt hatte. Nur zwei Monate später verkaufte der Käufer das Land für 200.000 Rs. weiter. Amsis Vater, nun bettelarm und ohne Hoffnung, nahm sich das Leben.

Als wir Amsi und ihr behindertes Kind während eines Spaziergangs abseits des Dorfes treffen, ist Amsi völlig am Ende. Sie weiß nicht mehr, wie sie weiterleben kann. Silke, eine junge Lehrerin aus unserer Gruppe, tobt mit Ramesh herum während uns Amsi ihre Geschichte erzählt. Wir alle sind noch in dem Glauben, dass Silke mit einem Mädchen spielt. Amsi erzählt später, dass Ramesh jeden Morgen darauf besteht, dass ihm Zöpfe geflochten werden, er Fußkettchen bekommt und einen roten Punkt auf die Stirn. Also gibt sie ihrem Sohn, was er will auch wenn sie es merkwürdig findet.

Mit Jaya, unserem indischen Gastgeber, überlegen wir später, wie wir helfen können. Er erzählt uns weitere schlimme Geschichten von Menschen, die wegen ihrer Schulden in lebenslange Knechtschaft geraten sind. So hatte eine Frau gleich nebenan sich 2.000 Rs. geliehen. Ihr Sohn musste dafür bei einem Großgrundbesitzer auf dem Feld arbeiten – sechs Jahre lang! Für umgerechnet 35 €!

Zurück in Deutschland machen sich Silke und andere aus der Gruppe sofort stark für Amsi und Ramesh. Die Schulden wurden inzwischen getilgt. Und Ramesh kann behandelt werden.

Als ich die Beiden einige Monate später wieder treffe, erzählt Amsi, dass sie in ihrem Dorf einen kleinen Laden aufgemacht hat. Die Einkünfte reichen jedoch nicht zum Leben, da viele Kunden auf Pump kaufen und ihre Schulden schlecht oder gar nicht bezahlen. Wenn sie sich dagegen auflehnt, laufen ihr die Käufer ganz davon. Zum Glück kann ihre Mutter noch arbeiten und durch Kulidienste täglich um die 70 Rs. dazu verdienen – wenn sie Arbeit bekommt. Auch ein Hilfsprogramm der Regierung ist eine echte Unterstützung, da sie jetzt sehr günstig Reis einkaufen kann.

Doch nun ist ein neues Problem aufgetaucht. Ramesh ist wieder krank geworden. Er muss ins Krankenhaus. Dort könnte auch gleich die Untersuchung seiner Behinderung gemacht werden, die schon so lange aussteht. Erst danach kann man entscheiden, wie Mutter und Kind langfristig geholfen werden kann. „Ihr braucht Geduld!“ bittet Jaya uns, die wir so gerne sofort Erfolge sehen. Gut, dass er sich der Beiden angenommen hat. So können Amsi und Ramesh ihre Hoffnung behalten, am Ende nicht das Schicksal von Vielen zu erleiden.





# wen stört's?

ein wenig anders als bei uns

Hohe Konzentration, sowohl bei mir als auch bei meinen Hörern. Die Hüttenkirche ist voll. Links sitzen viele Frauen, den Sari oder Schal über den Kopf geschoben, die offenen Gesichter mir zugewandt. Rechts davon einige Männer und Kinder, alle sehr aufmerksam und an meiner Predigt interessiert. Hinter mir an der Seite sitzt Pastor Israel an den Bongos. Die kamen eben zum Einsatz, als eines der langen Loblieder gesungen wurde, von der Gemeinde klatschend im Rhythmus der Trommeln begleitet. Jetzt schweigen die Bongos. Sechzig, siebzig Leute lauschen dem Evangelium, das mein Übersetzer sichtbar spannend vermittelt.

Und dann kommt ein älterer, knochiger Mann herein. Er marschiert durch die am Boden Hockenden auf mich zu, schiebt sie zur Seite, hat nur mich im Blick. Und reicht mir die Hand: „Wandanalu!“ Mitten in der Predigt. „Hallo, Herr Pastor!“ „Kutscho!“ ich bedeute ihn, sich zu setzen. Einige andere stimmen ein: „Setzt Dich!“ Er folgt den Anforderungen, jedoch nicht ohne erst einmal einige andere zur Seite zu schieben, um einen Platz ganz vorne zu bekommen. Außer mich scheint das niemanden zu stören.

Erneute Konzentration. Dann schreit ein kleines Kind. Schon seit Beginn der Predigt ist es zwischen den Gemeindegliedern hin und her getapst, manchmal hingefallen. Dann hat es jemand wieder aufgestellt und weiter ging es. Doch jetzt heult der Kleine, Herz zerreißend. Niemand hört hin. Außer ich. Und ich komme mit meinen Gedanken und auch mit meinem Englisch durcheinander. „Kutscho“ geht hier nicht. Erst als sich eine Frau als Mutter des Kindes zu erkennen gibt, wird das Problem so halbwegs gelöst.

Auch bei den Ziegen und Hunden, die gelegentlich zur Kirche hereinschauen; oder den draußen schreienden Fröschen oder Hähnen; oder dem über zehn Zentimeter langen schwarzen Skorpion, der über die weiß getünchte, halb hohe Kirchenwand schaut; oder den Nachbarn, die sich direkt neben der Kirche laut schreiend streiten; oder dem Mujizim, der nebenan per Lautsprecher seine Suren betet, funktioniert das mit dem „Setz Dich!“ nicht. Cool bleiben. Für mich leicht gesagt, für meine indischen Geschwister „no problem“. Störungen scheinen hier nicht zu existieren. Irgendwie sind sie ins System eingebaut und in die Wirklichkeit integriert.

Während des Singens und Betens geraten zwei Frauen in Ekstase. Sich hin und her schüttelnd, bewegen sie sich auf Knien, den Oberkörper aufgerichtet, mit um sich schlagenden Armen, durch den ganzen Kirchoraum. Die Leute halten sie nicht auf. Sie rücken einfach zur Seite, machen Platz. Eine Frau schiebt einer der völlig außer sich betenden und geradezu gefährlich gestikulierenden Glaubensschwester den Sari über das Haar. Mit unbedecktem Haupt beten erscheint

offenbar problematisch, diese beinahe rücksichtslose Ekstase nicht. Irgendwie faszinierend. Störungen werden integriert und verlieren dadurch ihre Schrecken.

Auf der Straße im Gebirge liegt ein vom letzten Sturm abgerissener dicker Ast. Unser Fahrer verlangsamt die Fahrt. Ich will aussteigen, den Ast zur Seite ziehen. Der Fahrer denkt nicht im Traum daran. Vorsichtig umfährt er die Störung. Drei Tage später, auf der Rückfahrt, liegt der Ast immer noch dort. Und jener Büffel, der offenbar von einem „King of the Road“, einem Lastwagen, überfahren wurde, auch. In weitem Bogen wird er umfahren. Man versucht dem Gestank des Kadavers zu entkommen, doch niemand beseitigt das Problem. Irgendwann löst es sich von selbst. Wie die sturen Wasserbüffel, die den Weg versperren, die heiligen Kühe auf der Schnellstraße, der Ochsenkarren auf der Gegenseite und der betrunken auf der Straße liegende, halbnackte Mann. Irgendwie kommt man an ihnen vorbei, und irgendwann sind sie von selbst verschwunden. Wen stört's?

Kaum ein Hotelzimmer, wo niemand klopft oder hämmert und man den Straßenlärm mit seinem Hupen nicht hört; kaum eine Nacht in den Dörfern, die nicht durch Hahnenschrei, Hundegekläff, Schnarchende, plötzlich umfallende Eimer oder Küchengeräusche unterbrochen wird. Für mich. Meine indischen Freunde schlafen einfach weiter, friedlich und selig. Störungen? Wo denn? Wie denn? Das Licht? Da fühlt man sich sicherer! Die Geräusche? Die kennt man von klein auf und würde wohl aufwachen, wenn sie fehlen. Die harten Betten? Auf dem Boden schläft es sich ohnehin am Besten! Der Dreck an der Straße, der Müll neben meinem Grundstück? Der liegt draußen, mein eigen Haus und Hof halte ich sauber!

Langsam, ganz langsam, begreife ich, dass die Leute hier weder ignorant noch unsensibel sind. Sie sind nicht verdreht und verantwortungslos und auch nicht einfach nur stur, zu dumm oder oberflächlich. Sie sind Inder. Sie haben sich über Generationen angepasst und in ihrer Welt eingerichtet, haben Strategien zum Überleben entwickelt und sorgen dafür, dass es ihnen gut geht. Nicht sie, sondern ich als Europäer mit meiner Pünktlich-, Sauber- und Zuverlässigkeit, bin hier fremd. Sie sind hier zuhause. Also gelten ihre Maßstäbe für Zeit, Lebensstil und Verantwortung. Jedenfalls solange Indien für sich bleibt. Jetzt, in einer globalisierten Welt wird es umlernen müssen und sich langsam verändern. Wie ich, solange ich hier bin. Keine Panik. Dann machen wir eben eine kleine Pause, bis das Kind an der Brust der Mutter still wird. Und den Alten lassen wir sich in Ruhe setzen. Noch ein „Halleluja!“ zwischendurch – und schon ist die Konzentration wieder da. Bis zur nächsten Störung.

# Kinder der Hoffnung

Lehrer für Stammesleute  
teachers for tribals



Sie sitzen in Gruppen auf dem mit Beton befestigten Hof, klassenweise. Manchmal sind es vier, manchmal zehn Kinder. Zwei Lehrer gehen von Gruppe zu Gruppe und unterstützen die Kinder bei ihren Hausaufgaben. Eben noch haben die im Moment 77 Kinder des Kinderheimes Sandrukunta auf dem weiten Hof hinter der Kirche mit ihrer weithin sichtbaren roten Turmspitze herumgetobt. Ringe werfen, Cricket, Seilspringen, Volleyball. Jede und jeder kann selbst entscheiden, was er oder sie in der freien Spielzeit mag.

Vadeshrikant, 12 Jahre alt, mag am liebsten Volleyball. Er ist seit fünf Jahren hier und hat jedes seiner Schuljahre genossen. Sein Dorf am Rande des großen Waldes ist zwar nur fünf Kilometer entfernt, es zieht ihn jedoch wenig dorthin. Sein Vater ist Alkoholiker und hat vor kurzem seine Familie verlassen. Auch die jüngeren Geschwister von Vadeshrikant sollten schon im Kinderheim der GSELC aufgenommen werden und waren sogar schon da. Aber die Eltern, die als Kulis arbeiten und sehr, sehr arm sind, haben beide wieder aus dem Heim genommen. Die ältere Schwester soll auf den jüngeren Bruder aufpassen und Ziegen und Haus hüten, während die nun allein lebende Mutter sich auf dem Feld oder auf einer Baustelle abrackert. Vadeshrikant ist sich sehr bewusst, dass auch er als Kuli arbeiten müsste, wenn er nicht hier im Hostel leben könnte. Das fände er schlimm, will er doch Lehrer werden, geht gerne zur Schule und freut sich an allem hier. Das Essen, weit mehr und vor allem besser als Zuhause; die Spiele und viele Freunde, in seinem Dorf müsste er vor allem arbeiten; die Andachten und das Singen, seine Eltern halten nichts vom christlichen Glauben.

Irgendwo zwischen den vor sich hin murmelnden Kindern sitzt auch Guguloth Baby.

Auch sie ist 12, jedoch schon in der 8. Klasse. Sie gehört nicht wie Vadeshrikant dem Stamm der Koyas an, sondern ist eine Lambadi. Dieser Stamm ist den Zigeunern vergleichbar und zieht umher, auf der Suche nach Arbeit. Babys jüngerer Bruder ist auch im Hostel, der ältere Bruder, nun 18 Jahre alt, ist Kuli wie die Eltern. Auch Baby ist sich sehr bewusst, dass sie ohne den Platz im Kinderheim keine andere Möglichkeit hätte als ebenfalls als Kuli zu arbeiten, ohne Aussicht darauf, jemals Lesen und Schreiben zu lernen, geschweige denn auf eine Ausbildung oder gar einen richtigen Beruf.

Siebenundsiebzig ähnliche Biografien sind hier zwischen Kirche und Unterkünften versammelt. Zur Schule gehen die Kinder in zwei nahe gelegene Regierungsschulen. Die Lehrer der Kirche arbeiten dort mit, damit die Plätze der Kinder gesichert sind, geben Nachhilfe und unterstützen bei den Hausaufgaben.

Inzwischen sitzen die Kinder unter dem Dach der Schlafräume vor der großen, an die Wand gemalte Indienkarte. Eliah, der Betreuer, leitet die Abendandacht. Die Kinder singen begeistert und mit heller Stimme, klatschen energisch im Takt.



Ein älteres Mädchen betet, ein anderes liest aus der Bibel vor. Schweigen.

Elijah sagt mit leiser Stimme einige Gedanken zum Bibeltext. Die Kinder hören gespannt zu, antworten dann mit einem Lied. Dann stilles Gebet, ein Vater unser und der Segen. Und ganz laut: „Amen!“

Gleich wird es Essen geben. Schon dafür lohnt es sich, hier zu leben. Drei volle Mahlzeiten. Regelmäßig gibt es sogar Huhn, Lamm, Fisch, Eier, Obst und vor allem Gemüse – im Vergleich zum Elternhaus ein kleines Schlemmerparadies. Die Berge Reis, die eines der Kleinen wegputzt, sind beachtlich. Das Kochehepaar hat alle Hände voll zu tun. Die Kinder auch. Der Tag ist genau durchstrukturiert. Nach der Morgenandacht wird gefegt, geputzt und die Mädchen flechten sich gegenseitig die Haare. Dann Frühstück und Studienzzeit. Und tagsüber sind die Kinder in der Schule.

Vadeshrikant und Guguloth Baby sind sich einig: „Wir freuen uns, im Hostel zu sein. Und zur Schule gehen wir richtig gerne!“





# wenn die Götter grollen

## Gewitter am Rande des großen Waldes

■ Es ist vor dem Regen. Über dem Berg zieht es schwarz auf. Blitze und Donner. Die Kinder singen, feiern Abendandacht. Immer wieder erklingt ein frischer Zwischenruf: „Halleluja“. Ich habe mit wunderbarem Brunnenwasser geduscht. Es erinnert mich an meine Kindheit auf dem Bauernhof. Das Wasser aus dem Moorbrunnen damals roch ähnlich. Wunderbar, sich so zu erfrischen – leider nicht von überaus langer Dauer. Ein köstlicher Kaffee heizt wieder ein, ebenso die etwas säuerliche Apfelsine, die der Betreuer der Kinder mir schält. Aus diesen Früchten wird sonst Saft gepresst. Es wird nur noch Minuten dauern, bis es regnet, oder Sekunden – ich werde meine Sachen in Sicherheit bringen ... Das dumme ist, dass bei Gewitter und Sturm regelmäßig der Strom abgestellt wird. So habe ich wenig Gelegenheit, meinen Mac aufzuladen. Der Wind frischt auf. Heftige Böen schieben Wolkenfetzen über den Berggipfel vor mir. Und ohne Vorwarnung fallen die ersten Tropfen ...

Die Kinder singen weiter. Jetzt tobt ein Gewitter über unsere Köpfe hinweg. Der Berg ist nicht mehr zu sehen. Nur Wasser. Tropfen sind nicht mehr auszumachen. Das schwarze

Band der Straße gleicht einem hellgrauen Teppich von aufspritzenden Regentropfen. Blitze und Donner folgen im Sekundentakt, grell und bedrohlich. Selbst die Bäume und Büsche auf der anderen Straßenseite sind nur im Dunst zu erahnen. Es prasselt auf das Dach des kleinen Hauses, in dem ich Schutz suche. Längst ist der Strom abgestellt, wie immer bei Gewitter und Sturm. Heftig tobt sich der Monsunregen über uns aus. Als ob er durch sämtliche Stromleitungen peitscht, so hören sich manche Blitze an, knisternd und alles durchdringend. Eine der gelben Motorrikshas, die hier in den Stammesdörfern erst seit etwa zwei Jahren als eine Art Linientaxis fahren, quält sich durch die Wand aus Wasser. Die Leute darin müssen völlig durchnässt sein. Trotzdem dröhnt ein Lautsprecher. Die Kinder nebenan haben zu singen aufgehört. Vielleicht beten sie jetzt.

Und dann, beinahe plötzlich, ist es vorbei. Es regnet noch und einige Blitze erhellen Straße und Wald. Auch über dem Berg Zacken und Grollen eines zornigen Gottes. So jedenfalls haben die Menschen hier seit Jahrhunderten die Kräfte der Natur gedeutet. Doch die meisten Donner entfernen sich, und Sturm und Unwetter toben jetzt über der Sa-

bari, einem großen Nebenfluss der Godavari. Auch sie ist angefüllt und die Pegel steigen. Am Vormittag, noch vor der brütenden Hitze des Tages, haben wir einen Ausflug zum Fluss gemacht. Der Wasserstand ist enorm gestiegen, sämtliche Sandbänke in den Fluten versunken. Die Strömung gleicht einem Wildwasser und Schifffahrt ist nicht mehr möglich. Mit Macht rauscht der Strom in den Kurven gegen das Ufer, reißt große Stücke hinaus wie eine gefräßige Schlange. Auch in den Nebenflüssen steigt das Wasser und wässert bereits erste Eukalyptusplantagen. Es ist jetzt leicht vorstellbar, wie jene Überschwemmungen entstehen, die immer wieder hunderte von Dörfern samt Felder und Saatgut vernichten. Einige helle Flecken zeigen sich über dem Berg. Es blitzt weiter. Der Donner jedoch ist leise geworden. Und jetzt singen die Kinder auch wieder. „Amen“, kräftig und aus vollen Herzen tönt es aus Kindermund. Allen Fluten zum Trotz.





# getauft

mit neuem Namen aus Wasser und Geist

Sie kommen immer näher. Ein zur Hälfte ausgetrockneter Stausee liegt vor mir, das Mokkammamidi Staubecken. Abgestorbene Bäume ragen knorrig und tot aus dem Wasser. Etwas abseits trinkt ein Junge seine schwarzen Ziegen. Bunte Gestalten nähern sich dem Uferbereich, an dem ich warte. Sie umrunden den See. Männer und Frauen ziehen in langem Tross am Ufer entlang. Am Anfang des Zuges wird getrommelt. Fetzen eines Liedes klingen zu mir herüber. Einige Kinder laufen voraus und winken mir zu. Während ich mit dem klimatisierten Jeep gefahren bin, sind meine indischen Glaubensgeschwister zu Fuß an den See gekommen. Unterwegs, in heißer Mittagssonne, haben sie fast ununterbrochen gesungen. Zwei Dörfer wurden durchquert. All jene, die neugierig an den Zäunen ihrer Höfe standen oder am Brunnen, bekamen es zu hören: „Jesus ist der wahre Gott! Auch ihr solltet ihn kennen lernen. Und wir lassen uns nun taufen!“ In jedem der Dörfer haben sich ihnen einige angeschlossen, Christen und Neugierige. Und nun kommen weit über hundert Menschen auf mich zu. Das erste Mal seit Jahren bin ich Zeuge einer Taufe. Pastor Isaak bittet mich, mit ihm zusammen zu taufen. Ich lehne ab. Die Situation ist zu sensibel. Vor zehn, fünfzehn Jahren, ja, da waren wir immer wieder beteiligt, wenn Hunderte sich taufen ließen. Szenen wie diese, ob nun an einem See, am Fluss, einem Tümpel, einem Wassertank oder aus Eimern, habe ich damals viele erlebt. Nun aber will ich keinen Anlass geben, an der Mission unter Adivasis beteiligt zu sein. Ich besuche Freunde und werde Zeuge ihrer kirchlichen Praxis, nicht mehr.

Die bunte Gruppe lagert sich am steil abfallenden Ufer. Pastor Isaak und ein junger Evangelist gehen vorsichtig ins Wasser. Der Einstieg ist schlammig und glitschig. Bis zur Brust stehen die zwei in der durch aufge-

wirbelten Schlamm nun braunen Brühe. „Es geht!“ offenbar gibt Isaak seinem Kollegen Amos das Startzeichen. Ein Lied wird gesungen, ein Gebet gesprochen und ich sage einige Sätze über das Wasser des Lebens und den Sinn der Taufe. Die Liturgie entspricht der Ordnung der Kirche, angelehnt an die benachbarte Andhra Lutheran Church (AELC). Pastor Amos fragt die Täuflinge, ob sie an Christus glauben und ihm gehorchen wollen, allen anderen Göttern absagen und zur Kirche gehören. Nach mindestens zwei Jahren Gottesdienstbesuch und Taufunterricht wissen die Leute, was ihre Antwort bedeutet. Viele haben ihre besten Kleider angelegt. „Ja!“ in diesem Moment werden aus Animisten und Hindus auch öffentlich Christen. Beliebt machen sich die Leute in ihrer Umgebung damit meistens nicht. Manche bekommen richtig Gegenwind, einige müssen gar auf Privilegien verzichten, die ihnen eigentlich von Gesetz wegen zustehen. Christ zu sein ist zwar nicht mehr so geächtet wie zu Zeiten der fundamentalistischen Hinduregierung, hat aber dennoch oft Konsequenzen. Sie lassen sich trotzdem taufen. Es folgt das Glaubensbekenntnis. Und dann beginnen die Taufen.

Das Wasser wird schnell tief, der Boden ist schlammig. Vorsichtig steigt ein junger Mann in weißem Hemd die Böschung hinab. Ein Jugendlicher reicht ihm die Hand, will helfen. Doch es geht auch so. Langsam geht der Mann ins Wasser und ergreift die ausgestreckte Hand von Pastor Isaak. Amos, Isaak, beide ordiniert, taufen gemeinsam. Ein Evangelist im T-Shirt mit der Aufschrift von der letzten Fluthilfe assistiert. „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!“ Bei jedem Gottesnamen wird dem Mann eine Handvoll Wasser über den Kopf gegeben. Dann wird er komplett untergetaucht. Prustend taucht er wieder auf, reibt

sich das Wasser aus dem Gesicht. Der Mann kommt heraus, nun gerne die helfende Hand ergreifend. Das Wasser von seinen Füßen und der triefenden Kleidung macht den Lehm schmierig. Ich mache das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn des Getauften: „Du gehörst jetzt zu Christus!“ Und dann bekommt er einen neuen Namen, wie es in der GSELC seit ihren Anfängen üblich ist. Der heidnische Name wird durch einen christlichen, zumeist biblischen Namen ersetzt oder zumindest ergänzt. Mir erscheint die Auswahl dieses Mal jedoch ziemlich fantasielos. Immer wieder tauchen die gleichen Namen auf: Mark, Lydia, Kruppa, Matthäus, Paolo, Sara, Hannah, Abraham, Noah und nur noch wenige andere. Der nächste bitte!





Ein Täufling nach dem anderen steigt ins Wasser. Es sind Menschen jeden Alters, die heute getauft werden, vor allem Adivasis vom Stamm der Koyas. Aber auch Dalits sind dabei und zwei Frauen einer höheren Kaste. Alte, ganz runzlige Menschen mit einer Haut wie Leder, tasten sich vorsichtig und mit kleinen Schritten hinab ans Wasser. Oft bekommen sie Namen wie Adam, Eva, Sara, Abraham. Und jüngere, drahtige Männer, einer davon auch in Jeans, viele jedoch in ärmlicher Kleidung, setzen mit ihrer Taufe jetzt einen Doppelpunkt für ihren Glauben. Nicht nur die Hemden der Täuflinge, auch das von Pastor Isaak ist alt, mürbe und voller Löcher. Ich ziehe eine alte, kleine Frau den glitschigen Abhang hinauf. Sie ist federleicht mit Armen dünn wie jener Stock, auf den sie sich stützt. Viele der Täuflinge haben zunächst Angst, ins Wasser zu gehen. Es ist ihnen unheimlich und die meisten haben großen Respekt vor unbekanntem Gewäs-

sern. Zu recht! Dreck, Untiefen, Blutegel, Krokodile – wer weiß schon, was einen im undurchsichtigen Wasser erwartet. Nun, hier ist es sicher. Beim Untertauchen halten sich viele die Nase zu. Trotzdem prusten manche beim Auftauchen einen Schwall Wasser aus Mund und Nase. Nachher lachen sie. „Halleluja!“ immer wieder schallt der Freudenruf über die Szene, beantwortet mit erhobenen Händen und gleichfalls einem „Halleluja!“ Die Frauen haben ihre besten und schönsten Sari angelegt. Nachher trocknen sie diese in der Sonne, nachdem sie sich hinter einigen Felsen umgezogen haben. Fast alle haben sich trockene Sachen in bunten Basttaschen mitgebracht. Die Gemeinde sitzt am Abhang des Ufers und schaut bei den Taufen zu. Manchmal wird gesungen. Die Situationen werden kommentiert, etwa ein Ausrutschen im glitschigen Aufsteigen. Immer wieder wird gelacht, manchmal aus Schadenfreude, manchmal einfach so. Ich habe aufgehört,

die Täuflinge zu zählen, während ich sie unter das Zeichen des Kreuzes stelle. Später erfahre ich, dass es dreiundsiebzig waren. Alle werden mit altem und neuem Namen für die Kirchenbücher notiert. Viele sitzen nach ihrer Taufe am Ufer, warten noch mit dem Umziehen oder haben gar keine Reservetaschen dabei. Die Sonne und ein leichter Wind sorgen dafür, dass die Kleidung nicht dauerhaft am Körper klebt, sondern schnell trocknet. Als Amos und Isaak aus dem Wasser ans Ufer steigen, steht die Sonne schon sehr tief. Der Junge mit seinen Ziegen ist verschwunden. Amos spricht noch ein Gebet. Wir alle schließen mit dem Vater unser: „Denn Dein ist das Reich und die Macht ...“ Stimmt! Ein wenig davon haben wir gerade erlebt.



## fremdes Getier

### Kobra, übernehmen Sie!

Plötzlich Geschrei. „Kommt, schnell!“ Ein Junge nimmt einen langen Ast und jagt sie über den freien Platz. Im Maul hält

sie einen kleinen Frosch. Sie ist gestreift, etwa 60 cm lang. Sie flüchtet. „Nicht giftig“, erkennt der Einheimische mit einem Blick. Wir gehen ihr trotzdem aus dem Weg. Und jene lange, dünne und grüne, die so stolz und mit erhobenem Kopf eine Lücke im Bambuszaun sucht, ist die giftig? Nein, die auch nicht. Ja, welche denn? „Kobra, übernehmen Sie!“ Solange wir noch scherzen, ist sie uns

bewusst, jene schleichende Gefahr. Viele von ihnen sind nicht giftig, einige um so mehr. Vier Stunden bleiben nach dem Biss einer Königskobra. Wenn das richtige Serum dann nicht verabreicht werden kann, stirbt man. Eine schwarzgezackte Viper ist noch gefährlicher. Zwei Stunden. Ein großer, schwarzer Skorpion tötet nicht. Sein Stich verursacht furchtbare Schmerzen und setzt für vier Tage außer Gefecht,

sagt man. Erleben möchte ich es nicht! Und was da sonst noch so kriecht? Wir sind vorsichtig, vor allem nachts. Ohne Lampe geht nichts und niemand, jedenfalls nicht in den Dörfern. Zum Glück haben nicht nur wir Angst. Unsere Geräusche vertreiben, was da kriecht. Viele Besucher bekommen nichts davon zu Gesicht, oder nur platt gefahren auf der Straße. Nur manchmal ...

# Stadt muss sein

## Indien aus städtischer Sicht



Schon gegen sechs wache ich auf. Geräusche einer erwachenden Stadt. Eher ein dumpfer Geräuschemix, denn erkennbare Töne. Wie indisches Curry eine Mischung aus Vieles. Ein schrilles Hupen, Tempelmusik, der Muizim, mein hustender Nachbar – manchmal erkenne ich doch einige Zutaten dieser Mixtur.

Gern gehe ich zu Fuß durch die Stadt, zum Erstaunen und Ärger der Taxifahrer. Immer wieder rauschen sie mit ihren gelbschwarzen Dreirädern heran und wollen, dass ich einsteige. Ich winke ab und gehe weiter. Feierabendverkehr, Stress. An der Seite sind zwar manchmal Fußwege, die Bordsteine jedoch fast einen halben Meter hoch. Dort immer wieder hinauf zu springen und bei der nächsten Einfahrt wieder hinunter, ermüdet. Also gehe ich gleich unten auf der Straße. Allerdings hupt es hinter mir oft recht nervös. Einfach ignorieren, nicht umdrehen! Die Brücke, über die ich gehe, führt über einen der Kanäle, die im Osten ins Meer fließen und vor allem Kloake enthalten? Auf einer Miniinsel steht ein schöner Baum mit weiter, flacher Krone. Einige Vögel sitzen auf den Ästen. Auch hinten, vor den Hochhäusern, erheben sich mächtige Laubbäume. Es ist für diese sommerliche Jahreszeit recht grün und man merkt der Vegetation an, dass es schon geregnet hat. Am Rand der mit Müll übersäten Böschung sind Hütten und provisorische Häuser errichtet. Slums. Ich sehe hinunter in einen sehr sauber gefegten Innenhof. Dort sitzen etwa acht Kinder mit zwei Erwachsenen. Spielen sie etwas? Nein, ich sehe, dass sie Schulbücher vor sich haben und offenbar Hausaufgaben machen. An einer Mauer sind Kästen aufgebaut und die Leute züchten Tauben. Ich schwitze sehr und auch eine gelegentliche leichte Brise, vom Meer kommend, kann das nicht ändern. Angenehm sind Spaziergänge am Sonntag. So jener, der mich durch ein Wohngebiet in

der Nähe meines Hotels führt. Alte Slums, deren noch bewohnte Reste nur in einer Ecke sichtbar werden, wurden offenbar abgerissen und mussten schönen neuen Häusern weichen. Es ist ruhig hier. Einige der Wohnblocks sind modern, andere im alten Stil gestaltet, mit Säulen und Balkonen. Dazwischen alte Häuser, vielleicht sogar aus der Kolonialzeit. Unter den Banjobäumen, deren Luftwurzeln man gekürzt hat, stehen die PKWs der Bewohner. Einige sind durch eine Plastikplane geschützt. Hier besitzen auffallend viele ein Auto. Meist sind es Kleinwagen, manchmal auch Vans und Geländewagen. Eine Frau bügelt, offenbar als Service für die Anwohner. Ein Mann auf einem Fahrrad bietet irgendetwas mit lauter Stimme an, wie im Zug. Um was es sich handelt, durchschaue ich nicht. Es muss wohl eine Dienstleistung sein, denn der Mann hat nichts dabei außer seiner Stimme.

Nur wenige Reklametafeln stören den Anblick, ganz anders als an den großen Durchgangsstraßen. Ein Provider wirbt für einen High Speed Internetanschluss für 205 Rs. (3,50 €) im Monat.

Ich überquere die breite Straße diesmal auf einer Fußgängerbrücke. An der Treppe sitzt eine Frau und bittet. Ich schäme mich, weil ich ihr nur eine Rupie gebe, bin jedoch schon halb oben und will dann nicht umkehren. Wenn man das Schicksal dieser Frau mit jenen vergleicht, die ich im „Shoppers Stop“ antreffe, dann kann man schon nach Gerechtigkeit fragen ...

Sie trägt Jeans, darüber eine luftige Bluse. In der einen Hand ihr Handy, in der anderen eine Einkaufstasche des Kaufhauses. Darin mehrere Blusen, ein seidener Schal und eine Jeans. Etwas später treffe ich sie in der Cafeteria von Shoppers Stop. Sie bestellt echten italienischen Cappuccino. Offenbar hat ihr Freund auf sie gewartet, ein

echter Bollywood-Typ. Sie sind ein schönes Paar. Und verliebt. Ob die Eltern das wissen? Paare wie sie treffe ich immer wieder in den modernen Einkaufszentren wie Spencers Plaza in Chennai oder Hyderabad Central oder eben im Shoppers Stop. Sie haben Geld, jedenfalls genug, um hier einzukaufen und einen Cappuccino trinken zu können. Sie tragen westliche Kleidung, orientieren sich an den Stars von MTV und spielen so gut wie immer mit ihrem Handy herum. Sie lassen Indien hinter sich und verkörpern es gleichzeitig. Wie die Einkaufszentren.

Shoppers Stop könnte auch in Hamburg stehen. Für uns teilweise sehr günstig, sind die Preise für indische Verhältnisse astronomisch. Ein Hemd für umgerechnet dreißig Euro, eine Jeans für vierzig. Natürlich alles Markenartikel, keine Plagiate wie in den Bazaren, wo das gemeine Volk einkauft. Nur die junge Mittelklasse und jene IT-Generation aus High Tech City kann es sich leisten, in diesen modernen Konsumtempeln ihre Opfer zu bringen. Kleidung namhafter Hersteller, Kosmetik, Lederwaren, Haushalts- und Elektroabteilung, Schuhe von Clarks bis Dockers – alles wie Zuhause. Ich gönne mir zwei Kugeln Eis. 40 Rupien die Kugel, 80 Cent! Ein halber Tageslohn für einen Kuli. Okay, ich bin ja kein Kuli, also kann ich es mir leisten ... und bekomme später Durchfall.

Jenes Pärchen verschwindet in einem der gelben Autorikshas. Auch ich stürze mich wieder hinein ins Vergnügen. Shoppen allein geht hier nicht. Den Smog einatmen, Preise mit Taxifahrern aushandeln, sich extremen Sicherheitsabständen aussetzen (so etwa 5 bis 10 cm), Schwitzen, der Geräuschkulisse von Hupen aller Klangfarben und Lautstärken lauschen, die Orientierung verlieren und am Ende müde aber voller Eindrücke doch im Hotel ankommen ... all das gibt es fast gratis dazu.

Indien hautnah – und nur so!

# TAGUNGEN TERMINE TIPPS

## Informationsadresse für alle Veranstaltungen

FMD-Büro, Wriedeler Str. 14, 29582 Hanstedt I  
Tel 05822-6001 Fax 05822-6002 und unter  
www.fmd-online.de

Erleben Kreativ Praxis Glauben

### ■ Angebote des FMD

Der FMD bietet diverse Tagungen und Seminare für alle Altersgruppen an. Bitte fordern Sie den Jahresprospekt an.

Die viermal jährlich erscheinenden FMD-impulse bekommen Sie, wenn Sie mindestens 15 € jährlich überweisen.

### ■ Studienreise nach Indien

Sie können Vieles von dem hier Beschriebenen selbst erleben, wenn Sie an einer der Studienreisen des FMD teilnehmen. Bitte informieren Sie sich über die nächste Gelegenheit.

### ■ Kontakt FMD-Büro:

Bürozeiten:

Montag, Dienstag, Donnerstag  
und Freitag jeweils 9.00 - 12.30 Uhr

Telefon 05822-6001, Fax 05822-6002

E-Mail: [fmd-buero@t-online.de](mailto:fmd-buero@t-online.de)

Homepage: [www.fmd-online.de](http://www.fmd-online.de)

### ■ Missionarisches Zentrum Hanstedt I

Der FMD betreibt in Zusammenarbeit mit Kooperationspartnern ein Tagungshaus in der Lüneburger Heide. Sie können mit Gruppen jeder Art dorthin kommen und bekommen diverse Unterstützung für die Durchführung Ihres Programmes.

### ■ Freiwilliges soziales Jahr

Im Missionarischen Zentrum Hanstedt können junge Erwachsene ab 18 Jahren ein FSJ machen und dies auch an Stelle des Zivildienstes. Die „Hausgemeinde“ lebt und arbeitet zusammen, feiert regelmäßige Andachten in der Kirche und wird von hauptamtlich Mitarbeitenden begleitet.

### ■ Informationsmaterial über Indien

Im FMD-Büro bekommen Sie diverse Informationen über die Partnerkirche GSELC. Sie können Flyer über das Teachers for Tribal-Programm abrufen, ein Video und Tonkassetten erwerben oder auch einen unserer Informationsstände für eine Veranstaltung ausleihen.

### ■ Informationsbesuch

Wenn terminlich möglich, kommt gerne jemand in Ihre Gemeinde und informiert Sie über die Partnerschaft mit der GSELC. Wir gehen davon aus, dass Sie die Fahrtkosten übernehmen und weitere Spenden werben.

### ■ Wie Sie helfen können

Es gibt viele Formen der Unterstützung und wenn Sie möchten, werden Sie Ihre Weise sicher finden.

Bitte beten Sie für die indischen Partner. Aktuelle Informationen finden Sie jeweils auf unserer Homepage.

Und geben Sie bitte weiter, was Sie durch Kontakte mit den indischen Christen für sich selbst empfangen haben. So werden Sie zu lebendigen Zeugen für Gottes Handeln.

Und natürlich helfen Sie, wenn Sie spenden: Regelmäßig oder punktuell, per Lastschrift oder mittels eines Dauerauftrages. Die Kosten für ein Kind im Teachers for Tribals Programm betragen monatlich ca. 25 €. Die Projekte werden intensiv begleitet und die Ausgaben kontrolliert. Sie bekommen selbstverständlich eine Spendenbescheinigung und Informationen.

### Herausgeber

Verein zur Förderung des Freundeskreis  
Missionarische Dienste e. V.

### Redaktionskreis

Hermann Brünjes

(verantw. Tel. 05822-2829, [bruenjes@kirchliche-dienste.de](mailto:bruenjes@kirchliche-dienste.de))

Waltraud Leß

Für den Inhalt der einzelnen Artikel sind die jeweiligen Autoren und Autorinnen verantwortlich.

### Layout und Satz

Karsten Binar, Hamburg

### Manuskript und Texte

Hermann Brünjes

### Fotos

Hermann Brünjes

### Druck

Glückstädter Werkstätten, Itzehoe

### Anschriften und Konten des FMD

FMD-Büro

Wriedeler Str. 14, 29582 Hanstedt I

Tel 05822-6001 · Fax 05822-6002

Homepage: [www.fmd-online.de](http://www.fmd-online.de)

E-Mail: [fmd-buero@t-online.de](mailto:fmd-buero@t-online.de)

### Erster Vorsitzender

Frank Jürgens

Osterberg 7, 21406 Melbeck

Tel 04134-907 699 · Fax 04134-907 6981

[FrJuergens@web.de](mailto:FrJuergens@web.de)

### Konto des FMD

Kto.-Nr. 4000 055

Sparkasse Uelzen, BLZ 258 501 10

### Konto Indien (GSELC)

Kto.-Nr. 4000 915

Sparkasse Uelzen, BLZ 258 501 10

### Missionarisches Zentrum Hanstedt

Wriedeler Str. 14, 29582 Hanstedt I

Tel 05822-5205 · Fax 05822-5206

[mz-hanstedt@t-online.de](mailto:mz-hanstedt@t-online.de)

Kto.-Nr. 4000 840

Sparkasse Uelzen, BLZ 258 501 10

### Bezugsbedingungen

Die FMD-Impulse bekommt, wer den Freundeskreis Missionarische Dienste mit einer jährlichen Spende von mindestens 15,00 € unterstützt.

FMD-impulse werden auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt (Altpapieranteil 80%).

Missionarische Dienste im Haus kirchlicher Dienste

 Missionarische  
Dienste

  
Haus kirchlicher Dienste  
der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers

